

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 9

Artikel: Annas Irrwege [Fortsetzung]
Autor: Jacot Des Combes, Sophie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636469>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 9 - 1933

*

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

*

23. Jahrgang

Zwei Gedichte von Walter Dietiker.

An meine Dinge.

Wie seid ihr, Dinge, alle mir ergeben,
Der Mensch nur will nach seinem Willen leben.
Ihr aber dient mir stillverschwiegen, treu,
So jeden Tag und jeden Morgen neu.

Ihr seid wie Mond und Sonne, wie die Sterne —
Doch immer nah mir, denn ihr habt mich gerne.
Und immer tiefer hab' ich euch ergründet:
Es ist nur Liebes, was ihr mir verkündet.
Ich fühl's an euren Blicken, sanft wie Tauben —
Wähnt ihr mich gut, wollt ihr es gerne glauben?
Ich weiss doch, Dinge, dass ihr besser seid.
Zu eurer Frommheit haben Menschen weit.

Schneefall.

Die Flocken fallen dicht und schwer,
Kein Zweig im Walde regt sich mehr,
Die Bäume stehn und schweigen.
Bist du gestorben, schöne Welt?
Die jeden Atemzug verhält,
Sie schweigt mit allen Zweigen.

Mein Fuss hält stille wie gebannt.
Ich bin in einem fremden Land,
Mir selber fremd und ferne.
Wie fällt der Schnee so seltsam still!
Ich weiss nicht, was ich soll und will
Im Reich der weissen Sterne . . .

Annas Irrwege. Roman von Sophie Jacot Des Combes.

9

Ich wälzte das Ereignis und Frau Hüppis erstaunliche Leichtigkeit, es zu verdrehen, vergleichend in meinem Kopf herum und schimpfte weiblich mit meinem Maschinensfaden, der alle Minuten riß bei der ungeheuren Zerstreutheit der Näherin. Dazwischen wurde ich von der erinnernden Bein, die ich um Hüppi litt, geplagt, und noch ein drittes Unbehagen schlich mir durch Mark und Knochen: das Bild jenes Ceromsky, der Frau Margas Geschichte erzählt hatte, und der, sobald Frau Marga nicht in der Nähe war, mich mit seinen Blicken verfolgte und belästigte. Ja, gestern hatte er es sogar versucht, auf der Treppe an mir vorüberstreichend, meine Hand zu fassen, so daß ich mir vorgenommen, mit Frau Hüppi darüber zu reden und sie um ihren Schutz zu bitten. Nun entsank mir jeglicher Mut. Würde sie mir nicht antworten: mit Ceromsky müssen wir sanft umgehen, er hat sehr, sehr viel Geld? —

Bittere Zweifel umklammerten mich und drückten mir schier das Herz ab. War Frau Hüppi, die ich so glühend liebte, ein würdiges Ideal? Kein Mensch ist ohne Fehler, philosophierte ich, und Liebe liebt und richtet nicht. Ich habe ihr Treue gelobt, ich will mein Versprechen halten!

und so noch vielerlei zu ihrem Preis und meinen Ehren. Es half aber alles nichts. Die Hälften, in die Hüppis Blick in Frau Margas Gegenwart mich auseinandergeteilt hatte, spürte ich immer deutlicher an mir selber zur Rechten wie zur Linken heruntersinken, wie beim Türken, in dem unvergeßlichen Gedicht, das wir in der Schule gelernt hatten.

„Gottlob, Bob ist auf der Rückreise!“ rief Frau Hüppi am Abend, einen offenen Brief in der Hand. Er schreibt begeistert von herrlichem Material, das er gekauft, einen weichen dunkelgrauen Sandstein.“

Sie sagte das alles so leicht hin, als wäre zwischen ihr und mir nie von diesem Manne die Rede gewesen; mir aber pochte das Herz zum Zerspringen. Wenn mich nun Hüppi nie mehr fragen würde, in sein Atelier zu kommen? Meine Angst hatte sich genau nach der entgegengesetzten Himmelsrichtung gedreht, meine Träume umschlichen den geheimnisvollen Ort, den ich nicht kannte, den geheimnisvollen Mann, sein im Innersten aufwühlendes Werk, dessen Kraft von ihm zu mir hineingestrahlt hatte, ohne daß ich mir denken konnte, was tatsächlich daraus entstand. Ich brannte lichterloh vor Neugier.

Noch am gleichen Abend steckte ich mich hinter Bardelli: ob er den Schlüssel zu Hüppis Atelier wisse? Ob er mich wohl einmal hineinführen könne? — Ja, warum denn nicht — ich solle Frau Hüppi fragen, und dann könnten wir morgen früh gehen. — Ja, schrecklich gerne möchte ich es sehen, ehe Herr Hüppi wieder da sei —.

Ich drückte noch ein wenig herum, bevor ich mich entschloß, Frau Hüppi zu fragen, doch sie sagte sofort ja. Und fügte bei: „Anna, ich habe Unrecht gehabt, dich mit einem Versprechen zu binden, verzeih mir. Du sollst frei sein, ganz frei. Ich weiß ja, ich kann auf deine Treue und Liebe zu mir fest bauen.“

Wie versteht mich diese Frau! jubelte es in mir, und aller drückende Zweifel war wieder flammende Liebe für sie, ja, noch nie hatte ich so tief und rein geliebt! Gewiß, sie hatte ihre Fehler, und manches blieb mir unverständlich, aber groß war sie, groß!

Und der Morgen kam. Bardelli schloß auf, nahm die feuchten Tücher von den angefangenen Figuren und eilte, sich mit einer dringenden Arbeit, die vor Hüppis Rückkehr fertig sein müsse, entschuldigend, zum Schüleratelier, das in einem anderen kleinen Gebäude im gleichen Gartengrundstück lag, und ich sah mich in dem unheimlich weißen Licht des mit Tüchern abgeblendeten Oberlichtsaales, verängstet ins Fremde tastend, mutterseelenallein.

Leer und kalt schien mir der Raum. Jeder meiner zögernden Schritte wiederhallte grauenvoll aus allen Ecken, von allen Wänden. Einzig weit hinten lockte eine Farbe, beruhigte ein weich fallender Vorhang die Furcht vor der Strenge der mich umgebenden Gebilde.

Ich steuerte dem Grün und Rot zu und öffnete die Portiere. Ein Diwan mit Kissen, ein Tisch mit mannigfaltigen Schreibpapieren, geöffneten Briefen und einem verstaubten Tintenfaß, einige Sessel, an den Wänden Zeichnungen, schufen hier ein behagliches kleines Wohnzimmer. Auf einem der Sessel stand eine offene Zigarettenschachtel, daneben lag ein aufgeschlagenes Buch, das ich neugierig in die Hand nahm. Mit Blei unterstrichen las ich: Jede Uebertreibung entspringt der Unsicherheit. Die vollkommenste Kunst ist die vollkommenste Einteilung der Kräfte. Das Erreichen der Vollkommenheit ist Tod; das Streben nach Vollkommenheit höchstes Leben. — Quer an den Rand der Seite aber hatte Hüppi mit seiner kindlich steifen ausdrucksvollen Handschrift geschrieben: Je sicherer wir des Mittelpunktes in uns werden, desto weiter dürfen wir unsere Kreise ziehen, ohne Furcht, uns von ihm zu verlieren. Je gewisser wir Gottes in uns sind, desto namenloser werden wir ihn fühlen, je namenloser wir ihn begreifen, desto unerkennbarer werden wir ihn gestalten.

Ich setzte mich nieder und versuchte einen Sinn in diesen Worten zu finden. Ich vermochte es nicht, und doch lockten sie mich mit rätselhafter Macht. Ich löste ein Blatt von Hüppis Block, schrieb sie mir ab und versenkte sie in meine Tasche.

Dann trat ich, mutiger geworden, wieder hinaus aus der warmen Sakristei in den Tempel, bewegt und durchschauert von der fernen Erinnerung eines Gefühles, das in mir lebte und sich so schwer deuten ließ.

Ich betrachtete die groben unförmlichen Kisten, die den Lehm bargen, zer Schlagene Formen, die unordentlich herumlagen, Holzgestelle, Kreuzböcke, eine Leiter, Gerät und Bretter, alles beschmückt von Gyps- und Tonstaub; ich sah ein langes Brett, das sich an der Wand hinzog, mit kleinen Skizzen und angefangenen Modellen bedeckt. —

Eine unerklärliche Scheu hielt mich noch immer ab, die Dinge näher anzuschauen, ich ließ meine Augen zerstreut schweifen, zäh umschloß mich noch das mit hereingenommene eigene Leben, das ich in keiner Weise mit dieser Umgebung in Einklang zu bringen vermochte. Ich sah mich mitten in einer neuen Fremde, erschüttert, aber kalt abgestoßen, ängstlich in dem kahlen Raum, der mir furchterregend und unendlich einsam schien.

Da durchleuchteten Sonnenstrahlen die Mullschleier über mir und leiteten meinen Blick einer Statue zu, die im warmen goldenen Lichte sich aus dem verwirrenden Durcheinander herauslöste und zu leben begann. Sie atmete sacht und unhörbar, und ich stand vor ihr wie ein Lauscher, der die Klänge einer fernen und seltsamen Musik erhaschen will — ein wunderbares Erkennen spielte zu mir herüber, ein Lächeln, rein und überirdisch klar, und sonnenhaft stand ein Name vor mir, der mir in Frau Hüppis Hause nie, nie mehr in den Sinn gekommen war: Fräulein Wächthold! Nur einmal hatte ich so lächeln und so leuchten sehen, und sie war es gewesen. — Doch wie sehr erschraf ich, als meine Augen niederglitten und Frau Hüppis Gestalt entdeckten, die das freie Haupt trugen. — Wie siedende Flammen, an die Formen des Körpers gebannt, loderte, leckte ein durchsichtiger Faltenwurf über den schlanken willensstarken Körper, lohend bis über die hart dem Stoff sich entgegenstimmende Brust, um auf der schönen Rundung der Schulter sich stauend, dann von neuem auseinanderfließend, dem Rücken zuströmen. Unberührt von einem solch wilden, fast zornigen Leben, schwebte immerdar ruhig über dem noch kämpftrogenden Sinn, mit sieghafter Gewalt das himmlische Lächeln; aus den Gluten geboren? die Gluten löschend? wer hätte gewagt, das zu entscheiden? Niemals konnten Frau Hüppis Augen hinter diesen geschlossenen Lidern wohnen — mir war als käme daraus Hüppis innig bittender Blick auf mich zu, senke sich in mein eigenes fragendes Schauen und sein Verlangen tief in mein bebendes Herz. —

Und wie geschah mir? War das alles ein Traum? Ich hörte seine Stimme, laut und bestimmt seine wahre leibhaftige Stimme: „Fräulein Anna, schaun Sie doch das Gepake nicht so versunken an!“

Als ich zu Tode erschrocken mich umwende, da steht der große, blonde Hüppi vor mir, die Reisedecke über dem Arm, das Kofferchen mitten ins Atelier, neben seinen Fuß gestellt.

„Das ist alles nichts, alles ein Dreck!“ erboft er sich. „Dort oben einzig zwischen Sinn und Mund, da formt sich die Sache — aber der Körper dazu — unmöglich, rein zum Verzweifeln unmöglich, der kann doch nichts tragen.“

Er warf seine Reisedecke hin und stürmte hinter den Vorhang. Er kam zurück, ein aufgeschlagenes Buch in der Hand: „Sehen Sie hier, das da, das ist es, was ich finden

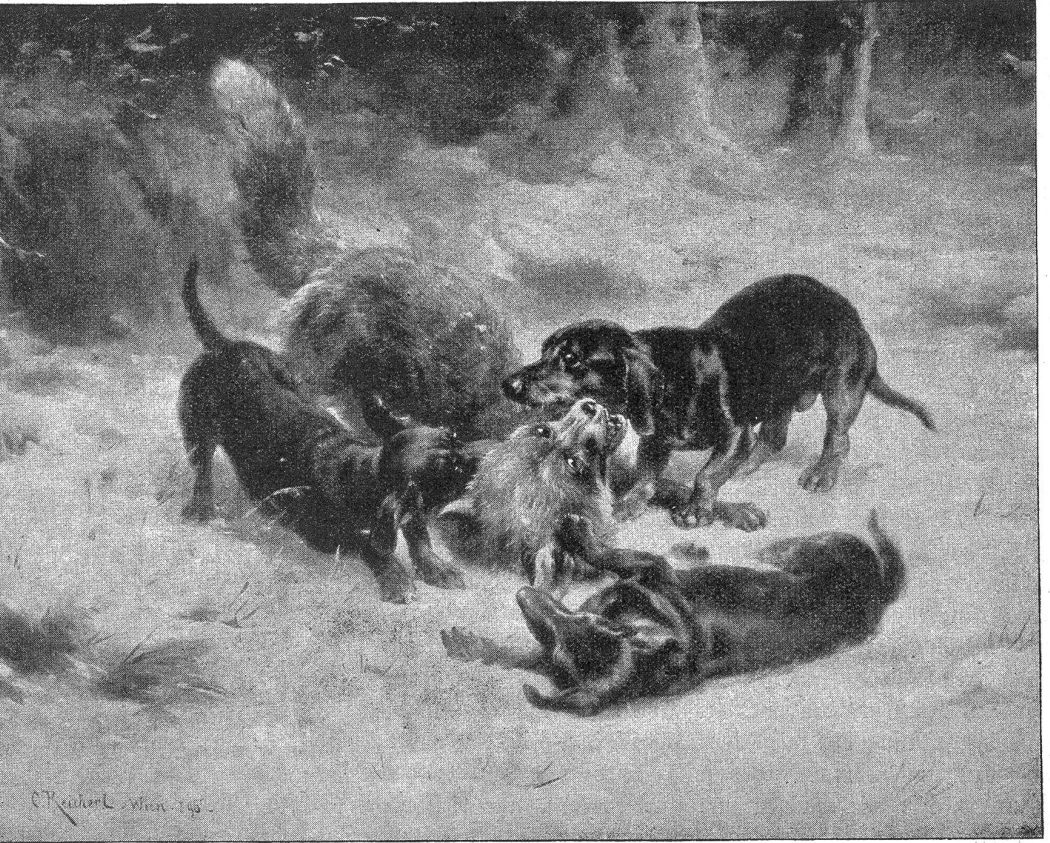
möchte, die Mutter alles Lebens! Und wenn ich das habe, werde ich vielleicht etwas gefunden haben.“

Ich hielt das Buch in meinen zitternden Händen. Demeter von Knidos stand unter dem Blatt gedruckt. Darunter von Hüppis Handschrift: Selbstverständlichkeit der wahren Fruchtbarkeit.

Wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Ich sah zwei Männer, und heute weiß ich wie sie heißen: Hüppi, der Schaffende, und Ceromsky, der Lustling. Und ich fürchtete mich nicht mehr vor der reinen Gut, die aus Hüppis Augen in mich hineinstrahlte.

Ich reichte Hüppi das Buch zurück und hielt ihm meine freie Rechte hin. Ohne Zögern sagte ich: „Herr Hüppi, ich vertraue Ihnen.“

Er nahm meine Hand fest in die seine: „Fräulein Anna, kommen Sie schon heute Nachmittag? bitte, bitte!“ Und ich sagte: „ja, wenn Sie wollen und wenn es Frau Hüppi recht ist.“ „Dafür stehe ich ein!“ rief er seelenfroh und hob den schweren Deckel einer Lehmkiste hoch, als ich die Tür seines Ateliers schloß.



C. Reichert: Reinekes Ende.

Ich hatte meinen Entschluß nicht zu bereuen. Es kam eine schöne, eine unvergeßliche Zeit. Hüppi trug mich auf Händen, er öffnete meine Augen für tausend ungesehene Dinge, wir besahen seine Bücher, seine Bildersammlungen miteinander; die edelsten, anmutigsten Kunstwerke aller Zeiten, aller Länder. Nach und nach lernte ich durch ihn unterscheiden und wählen; der schönste Tag aber kam, als ich das Gemeinsame in all diesen Werken entdeckte. Nun erst begann ich zu fühlen, warum Hüppis Hände einen kleinen Stein, ein Stückchen Lehm so zärtlich umfassen konnten, und die anfängliche Scheu, meinen Körper vor ihm zu entblößen, wich gänzlich vor dem jubelnden Bewußtsein, der herrlichsten Gemeinsamkeit, die es gibt, die über alle Zeiten, alle Länder reicht, zu dienen. Mir kam eine wahre Abneigung vor Frau Margas leichtfertigen Zärtlichkeiten, mit denen sie so gedankenlos meine Schönheit gerühmt hatte, und Ceromsky mied ich wie das Feuer des Satans, ich fühlte, wie schon seine Blicke mich beschmückten, so verantwortungsvoll wurde ich mir selber.

Ueber Frau Marga sprach der Künstler unbedenklich

mit mir. „Es ist ein ungeheurer Wesensunterschied zwischen Ihnen und meiner Frau“, sagte er einmal während der Arbeit, „was mich bei Marga so entzückte und immer wieder entzückt, die spielende Leichtigkeit bei aller Willensstärke, das fehlt hier ganz. Aber das, was ich jetzt brauche, das wird mir an Ihnen täglich klarer, ich muß durch Sie hindurch, Fräulein Anna.“

Und wie wuchs meine Verehrung für den Schaffenden und seine Aufgabe, je länger ich mit ansah, wie solch ein Werk entstand: unter welchen Leiden, Bangen, Zweifeln, Begeisterungen und tausendfältigen Entschlüssen. Da gab es Tage, an denen Hüppi mich wieder fortschickte, wenn ich kaum gekommen war. „Ich hab's noch nicht“, sagte er dann traurig, „alles ein Dreck, was ich gestern gemacht habe.“ Und so ging ich still wieder, ein unendliches Mitleid in meinem Herzen, ich wußte, von früh bis abends sah er dann, nicht im Stande ein Buch, ein Bild anzuschauen, sich jeder Zerstreuung enthaltend, und rang um die schaffende Kraft, die sich ihm unerbittlich verschloß oder unreif in ihm lagernd, ihn unfähig machte, sie seinen ungeduldigen Händen mitzuteilen. — Dann aber kamen wieder Tage, an denen er sich nicht satt schaffen konnte. Ich stand und war zu Tode ermattet, und er flehte mit seinem Blick: nur jetzt nicht aufhören, nur jetzt kein Wort — und ich stand, trotz schmerzenden Gliedern und Müdigkeit, bis seine Augen dankbar mich freigaben.

Weshalb haben so schöne und heilige Dinge keinen ruhigen Fortbestand auf dieser Erde? — Meine innere Umwandlung konnte Frau Hüppi nicht lange verborgen

bleiben. Die Arbeit, die ich zwischendrin für sie ausführte, wurde seelenlos und ohne die gewohnte Sorgfalt getan. Ich war mit meinen Gedanken beständig wo anders; was kam es mir darauf an, ob eine Naht für Frau Hüppi ein wenig größere oder kleinere Stiche hatte? Sie konnte mit Recht über meine nachlässigen Leistungen schelten. In Wahrheit war jedoch ihre Unzufriedenheit mit mir nichts als Eifersucht. Sobald ich von drüben kam, sog sie mich aus, wie eine Spinne die Mücke: was Hüppi nun heute wieder gesagt habe, wie er mich angesehen, ob ich meine schönen Haare aufkun müsse, gewiß würde es ihm schwer, sie nicht zu streicheln, oder habe er sie gar schon einmal gestreichelt? Ob sie mir denn wirklich trauen könne? — Es war, als suchte sie mit Fleiß alles hervor, um es mir recht schwer zu machen, ihr meine Verehrung zu bewahren.

Die Seligkeit, die ich drüben erlebte und das, was Frau Hüppi hier daraus fabrizieren wollte, waren denn doch zwei zu grundverschiedene Dinge, als daß ich sie nicht hätte auseinanderhalten können. Dachte ich überhaupt noch an Frau Hüppi, dort, wo ihr Mann in Frage kam?

Welch ganz andere Dinge als alte Versprechen, ließen mich treu und auf mich bedacht sein! Meine Verehrung für den Künstler, der mir das Höchste, Heiligste aufschloß und die Achtung vor mir selber, die ich ihm erhalten mußte. Sie trug mich empor über mich, und ich durchlebte das Wunder, wie wir wachsen und stark werden, nur weil ein anderer, den wir hochschätzen, Größe in uns sieht.

Ich begann zu ahnen, worauf es zwischen Frau Hüppi und mir hinauslief. Sie hatte mich ihrem Manne vorgekehrt in dem Glauben, mich so zu beherrschen, daß sie mich ihm wieder entziehen konnte, wann es ihr beliebe. Ich aber nahm mir großartig vor, mich nicht wieder in ihr Machtbereich locken zu lassen, sondern sie zu meinem neuen Glauben zu befehlen, zu meinem Glauben in Hüppi und die große allmächtige Kunst.

Frisch, fröhlich breitete ich meine neuen Begeisterungen, Wahrheiten und Entdeckungen vor Frau Marga aus. Und bald war sie durch meiner Rede Kraft so sehr überzeugt, daß sie mich nicht mehr mit ihren Eifersüchteleien plagte. Ich triumphtierte. Ihre Spekulation war großzügig wie alle ihre Berechnungen. Sie sah ein, daß sie mit ihrer Person nicht gegen Hüppis Einfluß auf mich standhalten konnte. So mußte sie sich also bequemen, mit dem neuen Verhältnis zwischen Hüppi und mir zu rechnen, und uns beide in die Faust zu nehmen.

„Anna“, sagte sie in einer stillen Arbeitsstunde, „ich will dir nicht verschweigen, daß ich etwas sehr Häßliches gegen dich gefühlt habe. Ich war eifersüchtig, richtig kleinlich eifersüchtig auf dich. Aber ich habe gekämpft, und nun weiß ich meine Aufgabe: alles muß zurückstehen vor Hüppis großem Werk. Wir wollen zusammenhalten, du und ich, und an weiter nichts denken als an Hüppis Arbeit. Was sind auch zwei so kleine Weiblein gegen einen großen Künstler? Nur allzu recht hast du, es ist das Höchste und Größte, wenn man mithelfen darf an solch einem Werk der Ewigkeit. Alles andere ist nichts. Du liebes, du großes, gutes Kind!“ rief sie aus und ich lag in ihren Armen, reuevoll und verlegen, daß ich im Begriff gewesen war, solch eine

große Seele zu unterschätzen. Wie verständnisvoll war sie, wie tapfer hatte sie sich durchgekämpft! Es waren zwei seltene Menschen, zwischen denen ich leben durfte! Wie reich, fast überreich war von nun ab mein Dasein.

Die Nähte meiner Maschine in Frau Hüppis Stoffen wurden wieder schön und ordentlich, trotzdem Frau Marga seit der entschlossenen Umwandlung ihres inneren Menschen auch darüber kein Wort mehr verlor. Aber ich hatte doch auch mein Stückchen Anständigkeit im Leibe, ich raffte mich zusammen und fühlte mich verpflichtet, wieder manches auszugleichen, sobald ich einsah, wie sehr Unrecht ich meiner lieben Frau Hüppi in meinem vorwitzigen Zweifel getan. Die schwierige Harmonie des lange tastend gesuchten Dreiklages schien endlich gefunden. (Fortsetzung folgt.)

Die Heimkehr.

Aus Richard Wagners Jugendzeit.
Erzählt von Max Karl Böttcher.

Vor dem Heidekrug zu Bossendorf, unweit Dresdens, hielt die gelbe Postkutsche, eine alte, klapprige Karre, denn nicht gar oft hatte sie aus dem kleinen Kirchspiel Passagiere nach Dresden zu befördern, und der Posthalter Möller hätte am liebsten diese unrentable Linie einziehen lassen, wenn ihm dann nicht die staatliche Lizenz verloren gegangen wäre.

Heute aber, am Morgen des 30. September 1821, herrschte reges Leben vor dem Heidekrug. Viele Leute waren verammelt, der Pfarrer und der Kantor an der Spitze, und wohl ein gutes Duzend Kinder, auch einige Bauern und Weiber drängten hinzu, um dem einzigen Fahrgast, der vor dem offenen Schläge der Kutsche stand, nochmals die Hände zu drücken, und war doch bloß ein blasser Knabe von neun Jahren, in seinen gelbbraunen Schaffstiefeln und dem karierten Dreifragmantel wie ein kleiner Cavalier aussehend.

„Nun reise mit Gott, mein Richard! Und grüße mir deine Frau Mutter und deinen Herrn Vater recht schön, und ich wünsche von Herzen, daß der Herr Vater bald wieder voll gesund werden möge! Dann kommst du wieder zurück zu uns, mein Junge!“ sagte nun ernst und würdevoll der Pfarrer und drückte den schwächigen Knaben in aufwallendem Abschiedsweh an sich. Und die alte, treue Pfarrköchin schob dem Knaben ein Bäckchen unter den Arm und flüsterte: „Sind Kräppelchen drin, Richardel, die du so gern magst! Laß sie dir gut schmecken und vergiß die alte Cäzili nicht, Bub!“

Und nun drängten sich alle anderen hinzu und drückten dem Knaben die Hände, und im Augenblick, da er einsteigen wollte, kam im Laufschrift noch ein Fahrgast hinzu, der auch nach Dresden wollte, der königliche Sächsische Steuererrat Liebetraut. Er hatte auf dem Freigute zu Bossendorf dienstlich zu tun gehabt und fuhr nun mit nach der Residenz zurück. Er stieg ein, setzte sich bequem in die schabigen Polster der Kutsche und rief dann etwas ungeduldig: „Es kann fortgehen, Schwager!“ Damit meinte er den Postillon.

Man schob nun den Knaben ebenfalls in den Postwagen, reichte ihm nochmals die Hand hinein, und er schluderte und unterdrückte mannhaft die Tränen. Mit einem garstigen Rude zog die Postkutsche an und holperte nun auf der zerfahrenen Dorfstraße dahin. Der Bub lehnte sich zum Fenster hinaus und winkte und wedelte mit dem Schaffstüchlein und hörte gerade noch, wie der Kantor ihm nachrief: „Vergiß mir nicht, auf dem Klavier zu üben, Richard. Den dritten Takt von „Neb immer Treu und Redlichkeit!“